

Die Wege meiner Asylanten

Von Dine Petrik

Pannonische Reminiszenzen oder: Erinnerungen an eine burgenländische Jugend, in die vom Osten her einiges Licht fiel.

Ein urkundlicher Eintrag am heimatlichen Gemeindeamt besagt, dass Maria Theresia, die im Zuge ihrer Agrarreformen das Wegenetz in DeutschWestungarn zu verbessern wünschte, auch eine Straße von Ödenburg nach Landsee errichten lassen wollte. Tatsächlich ist ein Stück dieser neuen Verbindungsstraße entstanden, und dieses wurde, als der Bau ins Stocken kam, mit jungen Maulbeerbäumen gesäumt. Kriegerische Projekte sollen es gewesen sein, die die habsburgische Hauskasse bis auf den letzten Gulden geleert hatten.

So kam es, dass die geplante Straße nur ein Weg wurde, ein Schmalspurweg, ein Karren- und Leiterwagenweg, ein Fußweg, der einem ins Gesicht staubte oder nach schweren Regenfällen so lehmig wurde, dass es einem die Schuhe von den Füßen zog. Dieser Weg lag im mittleren Burgenland: er führte von Unterfrauenhaid Richtung Neutal.

Eine Allee als Buch

Durch diese seit Jahrhunderten im trockenen Sandbett unserer Hutweide ausgeharrt habende Maulbeerbaumallee ging ich in meiner Kindheit hin und her, vor und zurück, von einer Seite zur anderen. Sie war mir wie ein Buch. Ein Buch, das Fragen aufwarf nach dem Woher und Wohin, nach dem Anderen, nach dem Entfernten, nach dem Hier und Dort. Ein Buch mit mehr oder weniger faszinierenden Seiten. Es gab Baumseiten, die mich ganz besonders anzogen, weniger, weil sie an die missglückten Projekte einer Monarchin denken ließen, die rund ein Vierteljahrtausend vor mir das Licht der Welt erblickt hatte, sondern mehr, weil die Bäume von dort hergekommen waren, von wo auch das Licht herkommt: aus dem Osten – *ex oriente lux!* Wie das klang! Ein Spruch wie ein Feuergesang, ein Gesang, der mich fortzog, fort, immer fort. Aus dem Dorf fort durch die Allee.

An ihr stieß sich der ungestüme Frühlingswind die Hörner ab, bevor er seine Staubwechten durchs Dorf schob. Die Allee hielt mir die pannonisch brütende Hitze ab, sie bot mir Orientierung, wenn die Flure in dichten Nebelschwaden versanken. Die Bäume überlebten so manchen Winter, in Schneewechten eingefroren, sie hielten trockenen Frösten stand, überdauerten Kriege und Umbrüche, und waren trotz ihres ehrwürdigen Alters nebst urkundlich gesichertem Background in den Augen der Dorfbewohner immer Fremde geblieben. Fremdlinge. Asylanten. Und diese . . . Asylanten müssen weg! Nichtsnutze seien sie, sagte man, die stehen nur

herum und verstellen die Sicht. Und auch die Ackerzufahrten.

Man hieb den Asylanten Äste und Wurzeln ab. Auch jenen, die nicht im Weg standen. Die Asylanten nahmen es schweigend hin. Und diese Asylanten be-

der Haue ihre Äste herab. Obwohl jedes frühreife Kriecherl mit Abstand besser schmeckte, aß ich sie, obwohl besonders die schwarzen sofort Zunge und Zähne, die Finger sowie den Sandboden unter ihnen malerisch verfärbten –

zu Großvierecken zusammengeackert worden. Lacken und Sumpfwiesen, auf die sich die Störche von halb Pannonien nebst fernöstlichem Gefieder einst niedergelassen hatten, waren trockengelegt und mit scheußlichen Fabrikshallen bepflanzt worden. Will man das einstige Burgenland heute noch sehen, sei der Weg durch den einstigen Eisernen Vorhang empfohlen, wo sich feuchten Auges noch sehen lässt, was daheim in nachbarschaftlich-erneuerungswütiger Akkordarbeit niedergemacht worden ist.

Der stark frequentierte Straßenweg von Ödenburg nach Landsee war, als ein Vorhang eisern die Felder durchzog, für lange Zeit im Niemandsland stecken geblieben.

Es war auch im Dorf, das vom Straßenweg in zwei lange Hälften gespalten ist, schnell still geworden, trotz der romanisch gotischen Wallfahrtskirche mit urkundlichem Eintrag aus dem Jahr 1222, die trotzig und gegen Kuruzen und Türken wehrhaft gewesen mitten am Weg stand.

sem Ablauf wurde durch die kurzlebigen Jahrmarktsergebnisse eine gehörige Portion Frischluft zugeführt, die sich durch die tags darauf stattfindende Wallfahrt zur „Schwarzen Madonna“ nebst feierlichem Hochamt sogar in ein heißes Ostwehen versteigen konnte.

Ein Hauch von Orient

Das war schon was, wenn die langgezogenen Prozessionsleiber ins Dorf und ins Kirchenschiff gedriftet kamen, dampfend und Flaggen schwenkend, Pilgerstäbe in Händen, Bittgebete vor sich hinplätschernd. Und die Gesänge der Kroaten, die eben noch Klee und Kukuruz in Wallung gebracht hatten, verstiegen sich jetzt kräftig im Glockenturm, verfangen sich in den Strängen und läuteten den nachmittägigen Kirtag ein.

Das war schon was, war etwas anderes. Das leuchtete ein. Schreckte auf. Schob Vorhänge weg. War ein Takt Ostkirche – ein Hauch von Orient.

Und später, während der far-



Die Allee „war mir wie ein Buch. Ein Buch, das Fragen aufwarf nach dem Woher und Wohin . . .“

Foto: Bilderbox

rauschten mich, wie gesagt, sie inspirierten mich, flüsterten, raunten mir ihre Herkunft zu: Ihre Wurzeln lägen dort im Osten, aus dem fernen China stammten sie, lange vor Christi Geburt wären sie im Orient sesshaft gewesen, von dort nach hier wäre es damals nicht so weit gewesen . . .

Sie kühlten mich ab, die Asylanten, in der Hitze über dem Erdäpfelacker, der zu bearbeiten war. Sie zogen mich in die Tiefe hinab, sie holten mich mit vielstimmigem Vogelgeschrei wieder ans Licht. Ich streichelte ihre zerklüfteten Stämme, ich atmete und umschlang sie. Ihre Laubdächer waren übersät mit blassrosa Beeren, auch mit weißen und schwarzen in der Form winziger Trauben, mit Traubenattrappen. Die schmeckten nach nichts – vielleicht leerlich süß oder süßlich leer.

Ich aß sie, um den Asylanten näher zu sein, zog mich in ihre Kronen hinauf oder zog mir mit

wie sie auch die Hand der Mutter verfärbten, wenn diese die Flecken vom „grauslichen Beeren-dreck“ an meinen Kleidern entfernte.

Duldsame Exoten

Dass die Blätter dieser „Asylanten“ den Seidenraupen und diese der Seidenherstellung dienen konnten, erfuhr ich erst, als ich das Dorf längst verlassen hatte. Als diese duldsamen starken Exoten, von denen einige schon eine interessante Schräghaltung eingenommen hatten, längst zu Brennholz gemacht worden waren.

Auch die dünnstämmige Akazie, die sich, süße Traubenblüten regnend, in so manches Hauseck drückte, hat das Los der Hacke ereilt. Desgleichen schlugen und hieben die Krampen ins langgestreckte Mauerwerk und rissen den altwestungarischen Baustil nieder. Die langen Hosenstrumpfäcker hinter den Mauern waren

Zweimal im Jahr, zu Ostern und zu Maria Himmelfahrt – auch während der zehn russischen Besatzungsjahre – wurden hier Jahrmärkte abgehalten. Während das neue Plastikgeschirr- und Billigewand bei unseren Müttern reißenden Absatz fand, stellten wir Kinder uns beim Zuckerl-Stand an und beim Met-Stand, wo es den steinharten Honig gab – ein Honig aus der Türkei, ein Honig der mittels gezielter Hacker von einem Block sprang und uns danach zwischen den Zähnen steckte.

Dem stoisch ruhigen Ablauf der Dinge, die um nichts anderes als um Tratsch dümpelten, ums Abverkauf-Fleisch einer vom blindwütigen Bauern erschlagenen Kuh, um Kriegs- und Hexengeschichten, ums Kinderkriegen, um eheliche Seitensprünge und daraus hervorgehende Schandflecke, um Erhängte und scheinot Begrabene, um Dorfstrukturen, die mir die Luft abschnitten – die-

benfroh und präzise gezupften Tamburica-Ständchen, flammte Griechenland auf, Kroatien, der ganze Balkan. Das waren ganz andere Töne als die oft schmerzlich verblasenen der landläufigen Dorfmusikkapellen. Das war etwas anderes, dieses bereichernde Andere. Meines Asylanten verdanke ich viel. Einer von ihnen hat sogar überlebt.

Dine Petrik, geboren im Burgenland, lebt in Wien. Seit Anfang der 1990er Jahre freie Autorin. Lyrik, Sachbücher.

Mehrere Publikationen über das Leben der 1951 verstorbenen Dichterin Hertha Kräftner. Mitwirkende bei der Gedenkleistung für Hertha Kräftner am 9. 12. 2008 um 19.00 Uhr im Literaturhaus, Zieglergasse 26A, 1070 Wien.

